

*Leseprobe Wach auf*

Adelina Zwaan



*Widmung*

Über raue Pfade gelangt man zu den Sternen

Spruchwort



## Teil 1



## Kapitel 1



Mit dem riesigen Modell, das ich unter den Arm geklemmt habe, hetze ich zur Straßenbahnhaltestelle. Ein Regenschauer setzt ein. Ich möchte unbedingt die Tram erreichen, die bereits das schrille Signal zum Schließen der Türen gibt. Ohne Regenschirm und Unterstand würde sich das Modell des Einfamilienhauses rasch in seine Bestandteile auflösen.

Mit einem beherzten Hopser schaffe ich es gerade noch rechtzeitig. Trotzdem stecke ich zwischen den Türen fest. Schrille Alarmgeräusche ertönen, was einige Fahrgäste gelangweilt aufblicken lässt.

»Oh, nein«, stöhne ich verhalten, weil das Dach, drei Bäume und eine Familie zu Boden purzeln.

Mit dem Fuß schubse ich alles in die Straßenbahn hinein und hieve mich beherzt aus der Gefahrenzone des Eingangsbereichs. Zum Glück meckert der Straßenbahnfahrer nicht und schreit, wie sonst üblich, durch die quietschende Lautsprecheranlage.

Es ist eine ausgesprochen blöde Idee gewesen, mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zu meinen Kunden zu fahren. Heute Morgen bin ich spät dran gewesen, denn ich habe meiner Mutter den Wagen geliehen, weil ihr grüner Stadtfliker kurzfristig in die Werkstatt muss.

Leise den katastrophal verlaufenden Tag verfluchend, bücke ich mich, um die Teile des Modells aufzuheben. Eine männliche Hand schiebt sich in mein Sichtfeld. Emsig hebt sie die Einzelteile auf, bevor ein unvorsichtiger Passagier versehentlich

darauf tritt. Dankbar für diese Gefälligkeit, richte ich mich auf, schiebe eine verrutschte Locke hinter das Ohr und ergreife eine Haltestange.

Der Straßenbahnfahrer fährt, als ob er den Führerschein beim Bingo-Abend gewonnen hätte und eine Szene aus dem Hollywoodstreifen ›Speed‹ nachstellt. Wenn ich mich nicht schnell festhalte, purzele ich kurzerhand durch den Gang, in dem die Passagiere dicht nebeneinander stehen. Stur sehen sie aus den Fenstern und wirken teilnahmslos bis apathisch.

»Himmel, Sie sind ein ...«

Wie vom Blitz getroffen stocke ich mitten im Satz und glotze minutenlang in ein einnehmend lächelndes Gesicht.

»Was bin ich?«

»Engel, wollte ich sagen«, gebe ich offen zu, nachdem ich wieder Herr meiner Sinne bin. Gleichwohl ist mir neu, dass Engel heutzutage mit der Mode gehen und sich einen Vollbart wachsen lassen.

Aber was weiß ich schon von Engeln?

»Ich muss schon sagen, Ihr ›wollte‹ klingt in meinen Ohren, als hätten Sie sich insgeheim doch anders entschieden.«

»Neeeiinn«, versichere ich und schüttele stürmisch den Kopf.

Ihm huscht ein windschiefes, aber apartes Lächeln über die hübsch geschwungenen Lippen. Klugerweise habe ich mir angewöhnt, zuerst die gesamte Erscheinung eines Mannes zu betrachten, bevor ich voreilig Rückschlüsse auf das Wesen ziehe. Klug nenne ich mich in diesem Augenblick nicht, zumal ich von den hinreißenden Lippen derart angetan bin, dass der Rest komplett egal zu sein scheint.

»Wo darf ich die hintun?«

Er sieht auf seine Hand hinab. Offenbar rätselt er, wie er die Modellteile nennen soll.

»Stecken Sie Familie Beckmann, ihre drei japanischen Wildkirschen und das begrünte Dach einfach in meine Handtasche.«

Zuerst schaut er argwöhnisch drein, dann versteht er die Anspielung und lacht glockenhell.

»Sind Sie sicher?«

»Dass es sich um Familie Beckmann handelt? Ja, da bin ich mir absolut sicher. Es sei denn, Sie wollen alles in Ihrer Hand belassen. Ich müsste Sie bitten, mir alles hinterhertragen. Das würde allerdings bedeuten, dass Sie an der dritten Haltestelle aussteigen und mir folgen müssen. Quasi als mein Retter in der Not.«

»Nun, das wäre doch wirklich zu unverfroren«, albert er herum, tritt näher und öffnet meine Handtasche, ohne seine Augen von meinem Gesicht abzuwenden.

Herrschaftszeiten, der geht ja ran.

Mein Blick fällt auf ein Schriftstück, welches er in den Händen hält. Umständlich öffnet er den Reißverschluss meiner Handtasche, faltet nebenbei das Schreiben zusammen und legt die abgelöste Familie, ihr begrüntes Dach und die drei Bäume hinein.

Jacob Werl steht leserlich im Adresskopf geschrieben. Weiter komme ich nicht, denn er rückt ab. Statt sich jedoch zu entfernen, bleibt er vor mir stehen, als würde er ein formvollendetes Dankeschön erwarten. Das bleibe ich schuldig, weil mich ein leichter Schwindelanfall um Luft ringen lässt.

Krampfhaft schaue ich aus dem Fenster der Straßenbahn, wo etliche Häuserreihen, Bäume und Menschen vorbeirasen. Ein Jakob also. Jakob Werl. Den Blick nach innen gerichtet, lächele ich unbeabsichtigt und darf gar nicht offen zugeben, dass ich seinen Nachnamen mit meinem Vornamen kombiniere.

Mariam Werl ...

Schon verrückt, oder?

Zu befremdlich und absurd finde ich meine eigenen Gedankengänge und vermag gar nicht, ihm dabei in die Augen zu sehen. Eine Mordshitze breitet sich auf meinen Wangen aus, zumal er seinen Blick nicht manierlich abwendet, sondern auf mir ruhen lässt.

»Vielen Dank«, murmele ich heiser und räuspre mich.

»Sie sollten in Zukunft Sekundenkleber verwenden. Der klebt alles bombenfest.«

»Bitte was?«

»Ich meine, nichts geht über Sekundenkleber.«

»Ah, so, ja. Danke für den Tipp. Ich werde es mir merken.«

Draußen rauschen noch immer etliche Häuserreihen vorbei. Menschen hasten eilig auf den Fußgängerwegen zum Supermarkt, zur Arbeit und wo auch immer hin. Bäume fliegen vorbei.

Um ein Haar wird mir von den vielen Eindrücken schummerig, die auf mich einprasseln. Vor allem sein umwerfendes Parfüm. Süß und holzig, voller maskuliner Energie, erinnert es an einen warmen Kieferwald. Einfach verführerisch.

Die Bahn hält an der nächsten Haltestelle. Passagiere steigen aus. Neue drängen ins Warme und Trockene. Es sind viele, daher werden auch die zusammengeschoben, die bereits dicht gedrängt stehen.

Auch er und ich.

»Geben Sie her.«

»Oh, nein. Es geht schon«, versichere ich.

Meine Worte verpuffen in der schwülwarmen Luft. Kurzerhand nimmt er das Architekturmodell und lächelt mich entzückend an. Selbstverständlich leuchtet mir die Taktik dahinter ein, doch ich lasse es geschehen und setze ein ebenso zauberhaftes Lächeln auf.

Mariam Werl klingt in meinen Ohren melodisch. Da gibt es nur einen Haken an der Sache. Um eines Tages so zu heißen, muss ich flirten, bis die Fetzen fliegen. Ich muss meine Chancen ausloten und erhöhen. Von nichts kommt nichts, meint mein Vater andauernd und liegt heute wieder einmal goldrichtig mit seinen Kalendersprüchen.

»Bringen Sie das Modell zu einer Besprechung oder kommen Sie von einer?«

»Was wäre Ihnen lieber?«

Statt eine mehr oder minder witzige Antwort zurückzugeben, verbreitert er sein einnehmendes Lächeln. Weiße, gerade und formschöne Zähne blitzen hervor. Er scheint ein schlaues Kerlchen zu sein, das die Absicht hinter meiner Frage kinderleicht durchschaut. Seine Strategie ist die, himmlisch süß zu lächeln, statt zu antworten.

Das muss er nicht wirklich, denn er trägt mein Modell und wird mich vermutlich ein Stück des Weges begleiten. Derlei Umstände macht niemand, dem das Interesse an einer Unterhaltung mit einer unbekanntem Frau fehlt.

»Bei dem nächsten Halt muss ich aussteigen. Geben Sie mir das Modell?«

»Nein, kein Problem, denn ich muss ebenfalls aussteigen«, wiegelt er ab und windet sich. Dabei stößt er einen Passagier an, der sich erbost umdreht und leise vor sich her wettet.

»Wirklich? Welch ein Zufall aber auch.«

Ja, echt. Welch ein Zufall.

Gemeinsam drängen wir aus der proppenvollen Bahn, wobei sich weitere Bäume lösen und unversehens ins Gleisbett purzeln. Erst nachdem die Bahn anfährt, hopst er hinein und sammelt die Teile auf. Zumindest all jene, die die schweren Eisenräder nicht überfahren haben.

»Kein schöner Tod«, schmunzelt er und hebt einen zerquetschten Modellhund in die Höhe.

»Kommen Sie lieber aus dem Gleisbett. Nicht, dass Sie auch noch überfahren werden.«

Sicherheitshalber strecke ich meine Hand aus, damit er meiner Bitte schneller nachkommt. Und damit er sich beeilt, weil in einiger Entfernung das grelle Warnsignal der näher rollenden Straßenbahn ertönt.

Er bückt sich, missachtet beides und sammelt in aller Seelenruhe jedes noch so winzige Teil ein. Hochkonzentriert stopft er alles in die Jackentasche. Wie ich so dastehe, abwechselnd ihn und die nahende Bahn beäuge, fliegt ihm mein Herz zu. Und der ahnungslose Mann rechnet nicht einmal damit.

Die knallgelbe Straßenbahn befindet sich bereits im vorderen Teil des Haltestellenbereichs. Verärgert schaut der Fahrer drein, rollt langsamer und gibt ununterbrochen Warnzeichen.

Jakob Werl beeindruckt das nicht im Entferntesten. Unbeirrt liest er die Einzelteile auf und schert sich nicht um das aufgeregte Drumherum.

Hinter dieser Bahn nähert sich eine weitere. Sie bremst gerade noch rechtzeitig ab und verhindert im letzten Moment Schlimmeres. Vorwurfsvoll schaut mich der Fahrer aus der ersten Straßenbahn an. Fälschlicherweise geht er davon aus, ich wäre in der Lage, in dieser Situation etwas auszurichten.

Ich bin kein Unmensch und ein Versuch ist es wert, denn auf die eine oder andere Art fühle ich mich für diesen risikofreudigen Herrn Werl verantwortlich. Schlussendlich ist es ein Modell von einem Einfamilienhaus, welches mit Sicherheit ruiniert ist. Das wiederum wird Familie Beckmann keineswegs erfreuen, denn sie erwarten nach der Fertigstellung ihres Hauses die Übergabe ebenjenes Modells.

»Lassen Sie nur! Kommen Sie besser aus dem Gleisbett. Es ist nicht wichtig.«

»Nicht wichtig? Pah, alles im Leben ist wichtig. Jeder Atemzug, jedes Lächeln und erst recht jeder noch so winzige Ast eines Baumes.«

Misstrauisch horcht er auf, strafft und dreht sich um. Nur wenige Millimeter trennen seine gerade verlaufende Nase von der Windschutzscheibe der Tram. Der gewiefte Fahrer drängt Jakob Werl fort und arbeitet sich dazu Millimeter für Millimeter vor.

Energisch klopft Jakob Werl an die Windschutzscheibe. Von dieser Nötigung unbeeindruckt beugt er sich erneut und sammelt weitere Stücke des Baumes ein.

»Bitte, lassen Sie den Fahrer seine Arbeit tun.«

»Das mache ich, wenn ich alles eingesammelt habe. Hey, sag mal, geht's noch? Hast du ein Ding an der Waffel?«, empört er sich lautstark.

Abermals klopft er ungehalten gegen die Windschutzscheibe, nachdem der Fahrer weitere Millimeter Land gewinnt. Grinsend juckt sich der Angesprochene an der Nasenspitze, wobei er lediglich den Mittelfinger benutzt.

In Rage hebt Jakob das Modell in die Höhe und schreit: »Sind Ihnen keine Manieren beigebracht worden, oder was?«

»Nicht, Jakob!«

Mit offenem Mund und riesengroßen Augen betrachtet er mich. »Woher zur Hölle kennst du meinen Namen?«

»Jetzt komm doch um Himmels willen endlich aus dem Gleisbett und blockiere den Straßenverkehr nicht länger.«

Noch immer steht er dort und rührt sich nicht einen Zentimeter von der Stelle, obwohl inzwischen die dritte Tram anrollt und im Stau hängen bleibt. Der ganzen Sache leid stapfe ich zu ihm, reiße ihm das Modell aus den Händen und flüchte über den Bahnsteig zur Fußgängerampel.

Mein Büro liegt einige hundert Meter entfernt, wohin ich regelrecht fliege. Die rote Phase der Ampel interessiert mich null. Blitzschnell husche ich auf die andere Straßenseite und suche in der Handtasche den Schlüssel für die Bürotür.

Ich benötige mehrere Anläufe, um sie aufzuschließen. Meine Hand zittert und meine Knie fühlen sich an, als würden sie durchweg aus Gummi bestehen. Der Kopf ist nicht in der Lage, plausibel zu erklären, warum ich mich fühle, als wäre ich versehentlich in ein lauwarmes Butterfass geplumpst.

Eilige Schritte nähern sich und kommen direkt hinter mir zum Stillstand. Ein ausgestreckter Arm hindert mich am Eintreten und drückt die mühsam geöffnete Tür zu. Atem streift meinen Nacken, während ich nicht wage, mich umzudrehen.

Ich benehme mich ausnahmslos lächerlich und kann diesen Gemütsregungen kein Schnippchen schlagen. Zu intensiv überrollen sie mich, als dass ich sie mit einer fadenscheinigen Häuserflucht austricksen könnte.

»Woher kennst du meinen Namen?«

Weil er atemlos, dabei sanftmütig und zugleich eindringlich spricht, drehe ich mich um. Ewigkeiten lässt er seinen Blick über meine Gesichtszüge gleiten, da ich schlichtweg nicht in der Lage bin, angemessen auf seine Frage zu antworten.

Für den Bruchteil einer Sekunde erfasst mich die absolute Gewissheit, ihn und die Situation zu kennen. Wann es war und was als Nächstes passiert, verbirgt sich hinter einem undurchsichtigen Schleier, der einem friedlosen Fiebertraum ähnelt.

»Nun gut. Machts nichts, denn jetzt kenne ich deinen ebenfalls.«

Schelmisch schmunzelnd blickt er zur gläsernen Eingangstür meines Architekturbüros. Verstehend öffne ich meinen Mund und schmunzele gleichermaßen.

»Ähm, da liegst du meilenweit daneben, denn ich heiße nicht Mollusca«, erkläre ich und deute auf das Logo, welches ich eigenhändig an der Eingangstür angebracht habe. »Ich fand die Allegorie zu einer Perlboote raffiniert. Aber es kann ebenso gut einen runden Treppenaufgang darstellen, oder nicht? Und das wiederum passt perfekt zu einer Architektin.«

Abwiegelnd bewegt er seinen Kopf hin und her, zieht jedoch eine entsprechende Schnute und unterdrückt ein Lachen.

»Was?«

»Nein.«

»Nein, was?«

»Ich habe da auch eine ganz persönliche Allegorie zu, kann jetzt aber nicht ... es nicht erörtern. Aber nun sage schon, woher du meinen Namen kennst.«

»Der steht auf dem Schreiben von der Bank, das du gefaltet hast und in deine ...«

Du meine Güte. Aus mir unerfindlichen Gründen rechtfertige ich mich, als würde ich vor Gericht stehen. Letztlich habe ich seinen Namen rein zufällig auf dem

Briefkopf gelesen und nicht etwa, weil ich ein ausgebuffter Spion im Namen seiner Majestät bin.

»In meiner Allegorie war es eine Ablehnung deines Darlehensantrages.« Er prustet los, daher ergänze ich: »Was ist schon dabei? Millionen von Menschen fragen bei ihren Banken nach, ob sie einen Kredit bewilligt bekommen. Ich mache das alle drei Monate, weil ich mein Architekturbüro erweitern möchte. Die Antworten sind durchweg freundlich, aber unmissverständlich ist es eine Absage. Soll ich sie dir zeigen? Dann können wir gemeinsam eine Strategie entwickeln, damit sich dies in Zukunft ändert.«

»Klingt nach einem Angebot, unsere Kräfte zu bündeln.« Lachend drängt er mich hinein und schließt die Tür hinter sich. »Ich hatte Latein und Biologieunterricht auf dem Gymnasium.«

Mein Herz schlägt bis zum Hals und meine Beine wollen noch immer den Geist aufgeben. In der kleinen Küche angekommen, öffne ich den Hängeschrank und entnehme zwei Teegläser.

»Dann weißt du ja, was Mollusca bedeutet. Und ich mag, wie du ›bündeln‹ betonst. Trinkst du einen Tee mit mir?«

## Kapitel 2



Jakob und ich sitzen dicht nebeneinander am Ufer der Spree. Nah genug. So nah wie frisch verliebte Paare es für gewöhnlich tun, um für keine einzige Sekunde den Kontakt zum Gegenüber abreißen zu lassen.

Seit einem Jahr sind wir ein Paar. Jeden Tag entdecke ich neue, interessante Züge an seinem Wesen. Mit jedem mehr verliebe ich mich in den verschlossenen Mann, der nicht wirklich weiß, wohin er gehört. Ich liebe ihn und möchte dem einsamen Mann mit der rauchigen Stimme das bieten, was er nicht kennt.

Sicherheit.

Im Regierungsviertel hält der Feierabend bereits Einzug. Angestellte hasten zwischen den Gebäuden hin und her, um letzte Angelegenheiten des Tages zu regeln.

Zwischen den Häusern weht ein lauer Wind. Er verteilt den himmlischen Duft des Sommerabends in sämtliche Himmelsrichtungen.

Die derzeitige Stimmung ist typisch für Berlin bei Dämmerung. Die einzigartige Mischung aus Sehnsucht nach der Ferne und Heimatliebe öffnet die Herzen. Das vermag nur die Abenddämmerung, die bei vielen Menschen das Gefühl erweckt, Berlin wäre vielleicht doch nur ein kleines, beschauliches Dorf. Bis auf den Grund romantisch, prinzipiell ländlich und grundlegend ehrenwert.

Für mich ist jede Abenddämmerung ein wahrhaftiges Spektakel. Das ganze Universum scheint begrenzt, überschaubar, bittersüß und doch voll unglaublicher Liebe und Hingabe an den vergänglichen Augenblick. Wenn ich die gedeckten Farben am Horizont betrachte, die sich alle paar Minuten zu noch göttlicheren Bildern wandeln, bleibt für mich die Zeit stehen.

Heute Abend wird der komplette Himmel in dieses Naturschauspiel einbezogen. Nichts auf der Welt bleibt davon unberührt. Ebenso mein Herz, welches wehmütig und hoffnungsvoll zugleich in meiner Brust schlägt. Mit Worten kann ich kaum beschreiben, was ich empfinde, wenn ich dieses letzte Schimmern des Sommertages erblicke.

Oft sehen die Menschen hin und denken: ah, ja, wunderbar. Was muss steht noch auf meiner Aufgaben-Liste?

Auf diese Weise ticke ich nicht. Ich *werde* andächtig, fühle mich als Teil eines großen Ganzen und erlebe buchstäblich ein Wunder. Nur eine Zigarette nach richtig gutem Sex ist besser, hat meine verstorbene Großmutter einmal gesagt, nachdem sie zu tief in das Glas gesehen hat, und rundherum sentimental dabei geworden ist.

Ich korrigiere. Sentimental ist nicht das passende Wort. Beseelt. Ja, beseelt trifft es eher, obwohl mein Großvater zu diesem Zeitpunkt schon fünf Jahre tot gewesen ist. Dennoch hat sie mich angesehen, als wäre sie von der überwältigenden Natur durchdrungen, obwohl diese Wortwahl oftmals irgendwelchen spirituellen Spinnern vorbehalten bleibt. Danach habe ich sie ins Bett geschafft. Am Morgen darauf sind alle sentimental Ratschläge und poetischen Anwandlungen aus dem Gedächtnis gelöscht gewesen.

Der Freund Alkohol. Er hat der trauernden Witwe an diesem kalten Winterabend geholfen, wo er konnte.

»Magst du einen Schluck Prickel?«, fragt Jakob, der es sich neben mir häuslich macht und in seinem Rucksack herumwühlt.

»Wo hast du die her?«

Ich deute auf zwei Sektgläser, die er garantiert nicht meinem Schrank entnommen hat. Sekt trinke ich nicht. Rauschende Party, auf denen der Schampus in Strömen fließt, gibt es lediglich in meiner blühenden Fantasie. Sektgläser sind für meinen Küchenschrank ein Fremdwort.

»Die habe ich gekauft. Ich wollte keine aus Plastik mitnehmen. Nicht heute.«

Aus seinem Rucksack zieht er eine Flasche Mineralwasser. Mit einer geschickten Handbewegung öffnet er den Verschluss. Sofort säuselt die Kohlensäure in Perlen hinauf, was in der Tat an Sekt erinnert. Klar, das Wasser perlt nicht wie an einer unsichtbaren Schnur hinauf, aber egal.

Es perlt. Und nur das zählt.

Während er behutsam einschenkt, schaue ich auf meine Füße. Die hängen an der Mauer des Ufers hinab und erreichen das Wasser der Spree dennoch nicht.

Er hat nicht vergessen, welcher Tag heute ist. Es ist ein besonderer Tag.

Bei männlichen Zeitgenossen kommt das Erinnerungsvermögen für derartige Tage gewöhnlich selten vor. Heute vor einem Jahr haben wir uns bei Regenwetter in der Straßenbahn kennengelernt. Noch immer kribbelt es in meinem Magen, wenn ich an diesen Tag zurückdenke. Seitdem verwöhnt Fortuna mich. Oder ein Schutzengel, denn ich kenne mich mit diesen esoterischen Dingen nicht sonderlich aus.

Auch beruflich komme ich voran. Den Kredit habe ich nach einem langen Nervenkrieg endlich bewilligt bekommen. Somit habe ich eine Assistentin einstellen können, die mir tatkräftig unter die Arme greift. Vorerst zwar nur halbtags, aber die Bilanzen lassen hoffen, Fiolina eines Tages eine Ganztagsstelle anbieten zu können.

Das Gute an der Sache ist, dass ich mich auf den Vertrieb und die Architekturleistungen konzentrieren kann, während sie mir das organisatorische Drumherum abnimmt. Läuft alles weiterhin hervorragend, bleibt sie nicht die letzte Angestellte, die ich in Lohn und Brot bringen möchte.

Kein Zweifel, das ist ein unvergleichlich gutes Gefühl.

Mit der Welt und mir zufrieden klemme ich meine Hände zwischen die Oberschenkel. Ich summe ein Lied und beobachte die Wellen in der viel besungenen Spree. Eigens dafür schiebe ich das Sommerkleid bis zu den Oberschenkeln hinauf.

Ein Glas erscheint in meinem Blickfeld. Dankend nehme ich es entgegen und registriere den sehnsüchtigen Blick, mit dem Jakob mich bedenkt. Ein bezauberndes Lächeln auf den unwiderstehlich sinnlichen Lippen fragt stumm, ob es schon alles war, was ich an nackter Haut zeigen möchte.

Weil er nach Sekunden noch immer auf meine Oberschenkel blickt, tue ich ihm den Gefallen. Ich ziehe den Saum des Kleides bis zur Grenze der Unschicklichkeit hinauf. Erfreut schmunzelnd streckt er das Glas empor und stößt es dezent gegen meins.

»Auf die nächsten zwölf Monate.«

»Wenn schon, sollten wir besser auf ebenso wunderschöne und auf zwölf weitere Monate anstoßen«, erweitere ich großzügig meinen Wunsch und schaue über den Rand des Glases zu ihm.

»Also gut. Dann auf ebenso wunderschöne, weitere zwölf Monate. Wobei ... warum denken wir, wie Kleingeister, im einstelligen und nicht im zweistelligen Zahlenbereich?«

Um nach dem Trinken das Glas abzustellen, dreht er seinen Oberkörper leicht. Damit bleibt ausreichend Zeit, meinen verführerischen Freund zu beobachten. Jeden Morgen, wenn ich erwache, mich im Bett zu ihm drehe und seine Gesichtszüge in mir aufsauge wie eine Verdurstende, halte ich Himmelsboten, eine Schicksalsfügung oder einen höheren Plan für möglich.

»Wohin wolltest du an jenen Tag?«

Auf meine Frage, die sich unvermittelt in den Vordergrund schiebt, reagiert er nicht.

»Jakob, wohin wolltest du damals?«

»Wann?« Er klingt beinahe unhörbar und tut, als würde er nicht wissen, wovon ich spreche.

»Wohin wolltest du mit der Straßenbahn fahren? Du bist doch meinetwegen ausgestiegen. Ich habe dich durchschaut, also kannst du es mir schon verraten. Ich stelle mich auch nicht auf den Marktplatz und schreie es in die Welt hinaus.«

»Warum fragst du danach? Ist es nicht egal?«

Wie damals, als ich ihn mit Namen angesprochen habe, wirkt er plötzlich zugeknöpft und einsilbig. Inzwischen deute ich in dieses sonderbare Verhalten eindeutigen Argwohn hinein. Wovor bleibt die spannende Frage.

Er redet nicht gern über sich, weicht sogar aus, wenn ich ihm Fragen stelle. Und die habe ich. Zu seiner Familie, Kindheit, Schulzeit ...

Unentwegt dreht er eine Büroklammer zwischen seinen Fingern. Es ist die, die er auf meinem Schreibtisch gefunden hat, nachdem er heute Nachmittag in mein Büro gekommen ist. Ich wische den Gedanken daran fort und hole tief Luft, denn bislang antwortet er fortwährend ausweichend auf all meine Fragen.

»Es interessiert mich eben. Alles von dir interessiert mich. Ganz einfach darum frage ich nach. Nun, ich weiß, du bist mit mir zusammen ausgestiegen, aber ich ahne, das war nicht dein ursprünglicher Plan.«

»Du ahnst es?«

Er sitzt wieder bequem, verbiegt die Büroklammer und schaut mich aus den Augenwinkeln an. Wahrhaftig, ich liebe diesen Augenausdruck, das verschmitzte Lächeln und seinen unwiderstehlichen Sex-Appeal, mit dem er mich mühelos in ein kleines, hilfloses und verliebtes Mädchen verwandelt.

Weiße Kreuze erinnern an all jene, die bei Fluchtversuchen über die Berliner Mauer ihr Leben gelassen haben. Glück und Schmerz liegen oft nah beieinander und so erinnert mich das Abendrot an traurige Ereignisse. Für einige Generationen ist

dieser Ort ein Symbol von Tod und Unglück. Für das kleine Mädchen klingt die Geschichte wie ein böses Märchen, das zum Glück vor ihrer Zeit liegt.

Einmal tief aufseufzend, lasse ich meinen Blick über die kupfernen Wolken schweifen, während die Sonne Stück für Stück tiefer sinkt. Ich stimme ein inniges Gebet an: Nimm allen Schmerz mit, der den heutigen Tag überschattet! Lass Frieden in unsere Herzen einziehen und erfülle sie mit Entzücken, Nächstenliebe und Glück!

Die Hand von Jakob schiebt sich in mein Blickfeld.

Daumen und Zeigefinger formen einen Kreis. Schmunzelnd lasse ich dieses Bild auf mich wirken, bis mir ein Detail ins Auge sticht. Er hält etwas fest.

Wortlos öffnet sich mein Mund. Ich verfolge seine Hand, die zu meiner gleitet. Vorsichtig hebt er sie auf Höhe meines Brustkorbes. Anschließend schiebt er behutsam den gebastelten Ring über meinen Finger.

»Spielt es wirklich eine Rolle, wohin ich damals unterwegs war? Du bereicherst mein Leben, wie es noch kein Mensch vor dir getan hat. Ich fühle mich wie im siebten Himmel, wenn ich am Morgen neben dir aufwache. Wie du weißt, bin ich kein vermögender Mann. Alles, was ich dir anbieten kann, ist mein Herz und dieser einfache Ring. Beides lege ich dir auf ein silbernes Tablett. Sobald ich mein eigenes Geld verdiene, trage ich zum täglichen Leben meinen Beitrag dazu, damit du dich meiner nicht schämen musst. Dann bekommst du einen wunderschönen Verlobungsring, versprochen.«

Schon wieder dieses Thema. Er hat Komplexe, weil ich Arbeit habe und er keine. Weil ich Architektin bin und er Gelegenheitsjobs annimmt, obwohl er eine Lehre absolviert hat und trotzdem nichts Geeignetes findet.

Ich fürchte, er muss ebenfalls geduldiger werden. Vor allem mit sich.

»Ach, Jakob. Mein lieber, entzückender Jakob. Ich schäme mich deiner nicht«, wende ich überstürzt ein und unterdrücke etliche Tränen, die aufsteigen und mir die Sicht auf diesen rührenden Mann versperren.

Vor überbordender Liebe zittert meine Stimme. Ich hebe meine Hand und berühre seine Wange, auf der die Bartstoppeln im flirrenden Sonnenlicht schimmern. Liebevoll streichelt mein Daumen darüber, während ich mir Zeit nehme und mir sein Minenspiel genauestens einpräge.

Ich betrachte seinen Adamsapfel, der tief ergriffen einen gewaltigen Brocken hinab schluckt. Am liebsten würde ich mich vorbeugen und ihn ausgiebig liebkosen. Genau an der Stelle, an der sein schlagender Puls seinen Aufruhr verrät und einen unglaublich intensiven Duft nach sinnlicher Liebe verströmt.

Kein Zweifel. Dieser Moment wird unauslöschlich in meinem Herzen wohnen. Er bleibt für immer in Liebe konserviert und wird sogleich mit einem gefühlvollen Kuss besiegelt.

Jakob ist mein Glück in einer viel zu flüchtigen Welt.

Weiße Kreuze erinnern an all jene, die bei Fluchtversuchen über die Berliner Mauer ihr Leben gelassen haben. Wie so oft liegen Glück und Schmerz nah beieinander, was mich wieder zum Abendrot bringt. Für einige Generationen bedeutete dieser Fleck von Berlin Tod und Unglück. Für dieses kleine Mädchen klingt die Berliner Geschichte wie ein böses Märchen.

Eines, das zum Glück vor ihrer Zeit liegt.

Einmal tief aufseufzend, lasse ich meinen Blick über die kupferroten Wolken schweifen. Stück für Stück sinkt die Sonne tiefer und ich stimme ein stummes, aber inniges Gebet an: Nimm alles an Gram mit, was den heutigen Tag überschattet hat! Lass Frieden einziehen! Erfülle die Herzen mit Entzücken, Nächstenliebe und Glück!

Die Hand von Jakob schiebt sich in mein Blickfeld.

Daumen und Zeigefinger formen einen Kreis. Schmunzelnd lasse ich dieses Bild auf mich wirken, bis mir ein Detail ins Auge sticht.

Er hält etwas fest.

Wortlos öffnet sich mein Mund. Ich verfolge seine Hand, die zu meiner gleitet. Vorsichtig hebt er sie auf Höhe meines Brustkorbes. Anschließend schiebt er behutsam den gebastelten Ring über meinen Finger.

»Spielt es wirklich eine Rolle, wohin ich damals unterwegs war? Du bereicherst mein Leben, wie es noch kein Mensch vor dir getan hat. Ich fühle mich wie im siebten Himmel, wenn ich am Morgen neben dir aufwache. Wie du weißt, bin ich kein vermögender Mann. Alles, was ich dir anbieten kann, ist mein Herz und dieser einfache Ring. Beides lege ich dir auf ein silbernes Tablett. Sobald ich mein eigenes Geld verdiene, trage ich zum täglichen Leben meinen Beitrag dazu, damit du dich meiner nicht schämen musst. Dann bekommst du einen wunderschönen Verlobungsring, versprochen.«

Schon wieder dieses Thema. Er hat Komplexe, weil ich Arbeit habe und er keine. Weil ich Architektin bin und er Gelegenheitsjobs annimmt, obwohl er eine Lehre absolviert hat und trotzdem nichts Geeignetes findet.

Ich fürchte, er muss ebenfalls geduldiger werden. Vor allem mit sich.

»Ach, Jakob. Mein lieber, entzückender Jakob. Ich schäme mich deiner nicht«, wende ich überstürzt ein und unterdrücke etliche Tränen, die aufsteigen und mir die Sicht auf diesen rührenden Mann versperren.

Vor überbordender Liebe zittert meine Stimme. Ich hebe meine Hand und berühre seine Wange, auf der die Bartstoppeln im flirrenden Sonnenlicht schimmern. Liebevoll streichelt mein Daumen darüber, während ich mir Zeit nehme und mir sein Minenspiel genauestens einpräge.

Ich betrachte seinen Adamsapfel, der tief ergriffen einen gewaltigen Brocken hinab schluckt. Am liebsten würde ich mich vorbeugen und ihn ausgiebig liebkosen.

Genau an der Stelle, an der sein schlagender Puls seinen Aufruhr verrät und einen unglaublich intensiven Duft nach sinnlicher Liebe verströmt.

Kein Zweifel. Dieser Moment wird unauslöschlich in meinem Herzen wohnen. Er bleibt für immer in Liebe konserviert und wird sogleich mit einem gefühlvollen Kuss besiegelt.

Jakob ist mein Glück in einer viel zu flüchtigen Welt.

### *Kapitel 3*



Ich sitze im Wartebereich einer Polizeiwache und gehe meine Optionen durch. Das sind nicht viele. Die erzwungene Warterei belastet mich bis zur Ohnmacht, während ich andererseits sehnsüchtig darauf warte, dass endlich etwas geschieht.

Vielleicht ist Jakob etwas zugestoßen, was ich nicht hoffe. Oder ist er in Schwierigkeiten geraten. Das hoffe ich ebenfalls nicht, passiert heutzutage allerdings schneller, als man glauben würde. Fakt ist: Er ist spurlos verschwunden.

Ich versuche, mich zu beruhigen, doch meine Gedanken schweifen permanent ab. Die Sorge raubt mir schier den Verstand.

Plötzlich bemerke ich, dass jemand vor mir steht. Sobald ich aufschaue, entdecke ich einen Polizeibeamten, der mich aufmunternd anschaut. »Frau Lando? Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat.«

Ich erstarre und kann nicht antworten. Der Blick des freundlichen Beamten gleitet zu meinen Händen. Erst dadurch bemerke ich, wie ich unentwegt das Papiertaschentuch zerknautsche. Es ist geschätzt das Zwanzigste, welches ich auf diese Art und Weise zusammendrücke.

Fahrig nicke ich und reiße mich gewaltsam zusammen, denn ich werde mir der Gegenwart von mehreren Polizeibeamten bewusst. Sie eilen durch die endlosen Flure des zugigen Polizeireviere, huschen von einem Büro zum anderen. Dabei halten sie entweder Kaffeebecher in den Händen, Papierakten oder beides gleichzeitig.

Ich ahne, dass sich der trübe, regnerische Nachmittag ungebeten in meine Knochen schleicht. Nicht nur, weil es vor der Tür ohrenbetäubend donnert und gewittert. Wäre es nur das, würde ich mit einem angedeuteten Lächeln auf dem

schlichten und unbehaglichen Wartestuhl sitzen. Ist es aber nicht. Sieht so aus, als stünden mir die schwersten Stunden meines Lebens bevor.

Und ich kann es nicht verhindern. Mit nichts.

Verstohlen mustern mich die anwesenden Beamten und geben mir damit zu verstehen, dass die Chancen auf den Titel ›Miserabelster Nachmittag aller Zeiten‹ nicht schlecht stehen. Höchstwahrscheinlich begegnen ihnen tagein, tagaus Menschen, denen Ähnliches widerfährt wie mir. Für sie ist es Routine.

Für mich nicht. Nie im Leben habe ich auch nur ansatzweise geahnt, dass mir etwas Derartiges passiert. Passieren könnte. Ich verstecke meine verweinten Augen nicht hinter einer riesengroßen Sonnenbrille. Alle Anwesenden dürfen getrost mitbekommen, dass es für mich nicht normal ist, wenn mir das Schicksal mir nichts, dir nichts mit der flachen Hand mitten in das ahnungslose Gesicht schlägt.

Jakob ist fort. Wohin weiß niemand. Keiner kann sagen, ob er freiwillig, unfreiwillig, lebend ... Nein, den Satz kann ich unmöglich beenden. Darüber mag ich nicht einmal nachdenken. Niemals. Ich möchte es nicht einmal ansatzweise erwägen, denn schließlich stirbt die Hoffnung zuletzt.

»Gibt es neue Informationen?«, erkundige ich mich und stopfe das Taschentuch eilig in die Tasche der Sommerjacke, um es griffbereit zu haben.

Meine Stimme wirkt, als wäre ich beherrscht und optimistisch. Zu optimistisch, wie ich nach dem Blick in das Antlitz des Beamten rasch bemerke. Unwesentlich, aber nicht zu übersehen, verändert es sich sogleich.

Automatisch verliert mein Körper alle Spannkraft und sackt in sich zusammen. Ich kann allerdings ebenso wenig gegensteuern, gegen den aufsteigenden Tränenfluss ankämpfen oder mich andauernd fragen, wo Jakob hin ist.

»Leider nein. Aber der Kriminalkommissar möchte Sie noch einmal sprechen.«

Sprechen, befragen, die Würmer aus der Nase ziehen, in die Mangel nehmen. Wo liegt da der Unterschied? Im Stehen, im Sitzen, in der Hocke, vorn über gebeugt, an die kühle Wand des Befragungsraumes gelehnt.

Was steht mir heute noch bevor? Vor allem: Habe ich nicht bereits den kompletten Tagesablauf haarfein beschrieben, damit sie endlich mit der Arbeit anfangen können?

»Noch einmal?«

Entmutigt sackt mein Herz in die Hose, zumal ich neue Informationen für wahrscheinlich gehalten habe, mich jedoch eines Besseren belehrt sehe. Verlässt man sich auf andere, ist man verlassen, lautet eine Binsenweisheit, die mein Vater gerne zum Besten gibt. Er liebt vergleichbare und abgedroschene Wortkringel, die sich in derartigen Situationen leider Gottes wieder einmal bewahrheiten.

»Folgen Sie mir und beantworten Sie ihm ein, zwei Fragen?«

Zuvorkommend versucht er, den Befehl hinter einer wohlformulierten Frage zu verstecken. Was soll ich an dieser Stelle weiter nachfragen? Wenn der Herr Kriminalkommissar mich sprechen möchte, liegen garantiert triftige Gründe dafür vor.

Im besten Fall kommen wir einen Schritt weiter. Angesichts meiner verfahrenen Situation möchte ich mich nicht beschweren und wäre für jeden noch so winzigen Fortschritt unendlich dankbar.

Nicht ganz bei der Sache suche ich meine Handtasche und Jacke zusammen. Schwerfällig, weil hundemüde, erhebe ich mich und trotte dem Beamten lustlos in das kahle Befragungszimmer hinterher.

Herr Cremer, der ermittelnde Kommissar, wartet bereits am Tisch. Nachdem ich in der Tür erscheine, deutet er zu einem freien Stuhl, wobei er mich nicht einmal ansieht.

»Frau ...« Er blickt auf seine Papiere und wiederholt meinen Namen. »Frau ... «

»Ja, das bin ich.« Meine Stimme zittert leicht.

»Nun, Frau ...«, er blickt erneut auf seine Papiere, »Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, dass wir noch ein paar Fragen haben.«

Mein Herz schlägt einen Purzelbaum. Noch mehr Fragen? Schon vorhin habe ich in diesem stickigen, fensterlosen Raum gesessen. Beinahe über eine Stunde. Eingehend habe ich, zum einhundertsten Mal, haarklein jede noch so winzige Unwichtigkeit geschildert.

»Vorhin sagten Sie doch, dass alles seinen Gang geht«, entgegne ich mit bebender Stimme.

Energisch schüttelt der Kommissar den Kopf. »Was wir hier tun, ist der Gang der Dinge, Frau ...«

»Das kam anders bei mir an.«

Der Mann Mitte dreißig schaut auf. Ich sitze kerzengerade und schaue direkt in seine Augen. Aufmerksam mustert er mich, wobei sein Blick an mir hinabgleitet. Er scannt mich.

Ich halte dem eindringlichen Blick allerdings stand. Ist doch wahr. Erst redet er so, jetzt so. Schließlich komme ich nicht als Bittsteller und zahle brav meine Steuern, damit er seine Arbeit tut. Jetzt kommt er mir so und zielt darauf ab, mich zu verunsichern.

Daneben erscheint er mir viel zu jung für einen Kommissar. Hoffentlich haben Sie mir keinen Neuling auf die Fährte von Jakob angesetzt.

Flüchtig huscht das Lächeln über seine Lippen. Zu flüchtig, wie mir scheint. Es ist also nicht aufrichtig gemeint. Will sagen mitfühlend, denn das wäre in der Konstellation absurd und er weiß es genau.

An den Schläfen des athletischen Mannes entdecke ich kein einziges ergrautes Haar. Die hochwertige, aber unaufdringliche Kleidung passt zu der kargen Einrichtung des Befragungszimmers. Garantiert ist er einer von der Sorte Mensch, die die Karriereleiter ratzfatz hinaufklettern. Am liebsten im Takt des Sekundenzeigers. Wie dem auch sei, mich täuscht er jedenfalls nicht.

Sein Lächeln wirkt nüchtern, professionell und abgeklärt. Er ist halt ein Bulle. Einer im gehobenen Dienst, der seiner Arbeit nach Schema F nachgeht. Bestimmt ist er von Menschen gelangweilt, die sich die Augen aus dem Kopf heulen, statt etwas Nennenswertes zur Sache beizutragen.

Hundertprozentig verabscheut er alle, die sich als Bremsklotz für seine Erfolgsquote herausstellen. Mich Heulsuse garantiert eingeschlossen.

Wachsamer Augen ruhen auf mir. Sie verfolgen meine Bewegungen, meine Mimik, sogar mein angespanntes Hüstel. Ich fühle mich unwohl. Unter seinem Blick, in dem grell beleuchteten Raum und in meiner Haut.

Kein Wunder. Wer sitzt schon gerne in diesem kargen, rauchfarbenen gestrichenen Raum, um andauernd über das Gleiche befragt zu werden? Ich werde das Gefühl nicht los, dass er glaubt, ich würde wichtige Details verschweigen.

Ich habe die eine oder andere Sendung gesehen und weiß, dass die Verdächtigen größtenteils im engsten Kreis der Familie ausgemacht werden. Sie werden verhört und verhört, bis Ungereimtheiten auffallen und jedes Lügengebilde wie ein Kartenhaus in sich zusammenfällt.

Er startet das Diensthandy und gibt den Pincode ein. Die Prozedur kenne ich von den vorhergehenden Verhören. Er hat es Befragung genannt und zurückgenommen gelächelt, damit es nicht so klingt, als würde er nun einen Verbrecher verhören.

»Frau Lando betritt den Befragungsraum«, protokolliert Herr Cremer vorschriftsgemäß. »Es ist der erste Juni zweitausendzehn, fünfzehn Uhr sechsdreißig. Setzen Sie sich bitte, Frau Lando.«

In Zeitlupe komme ich seinem Ersuchen nach und platziere die Handtasche neben meinem Stuhl. Die Sommerjacke falte ich sorgfältig und lege sie quer über das Knie. Mehrmals streife ich darüber.

Bei einem Ausflug auf die Pfaueninsel vor mehr als einem Monat habe ich gemeinsam mit Jakob unter genau dieser Jacke gestanden. Sie musste als Regenschirm herhalten. Aus den düsteren Wolken hat es genieselt, doch ich habe ihn geküsst, bis mir die Welt um uns herum belanglos geworden ist.

Nicht nur das kommt mir heute wie ein Traum vor. Der märchenhafte Nieselregen, die gewitterschwüle Luft und selbst der lustlose Wind, der über den See geweht hat, haben uns nicht davon abgehalten. Andere Parkbesucher schon. Das Naturgeschehen verfluchend sind sie zur Fähre aufgebrochen, während wir

albern gekichert haben und uns einen malerischen und abgelegenen Ort gesucht haben, um ebendort die Sonne hell und warm scheinen zu lassen.

Jedenfalls für uns.

Noch heute wird mir vor lauter Glück schwindlig, wenn ich an seine nackte Haut denke, auf der sich unzählige schillernde Tropfen vom Nieselregen gesammelt haben. Hemmungslos bin ich ertrunken und habe unseligerweise angenommen, es würde bis in alle Ewigkeit genauso weitergehen.

Geht es nicht, darum sitze ich heute hier.

»Fahren Sie nach Hause«, rät der Beamte, der in Zivil gekleidet ist.

Was ist schlimmer als zur Hauptverdächtigen gemacht zu werden? Haargenau. Schlimmer ist, sich plötzlich überflüssig zu fühlen. Und dieser Schnösel-Kommissar knallt mir diese Nachricht gefühllos um die Ohren.

Ungebremst steigen Tränen aus den tiefsten Tiefen meines beklagenswerten Inneren auf. Nach Hause? Dorthin, wo die Schuhe von Jakob im Flur stehen, seine Kaffeetasse auf dem Küchentisch steht, seine Jacke an der Garderobe hängt und nach seinem Lieblingsparfüm duftet?

Ausgeschlossen. Stehenden Fußes würde ich den Verstand verlieren.

»Sobald Sie ihn gefunden haben. Lebend.«

»Frau Lando. Wir tun, was möglich ist und kümmern uns. Sie sollten mit Ihren Kräften besser haushalten.«

Was zum Henker soll diese fadenscheinige Beschwichtigung, die mich unnötig aufbringt und zeitgleich vor Ohnmacht lähmt?

»Tatsächlich?«, erkundige ich mich schrill. »Gestern hieß es, ich soll heute kommen. Heute sitze ich nach einer erneuten Befragung geschlagene drei Stunden im Wartebereich und nichts tut sich. Ihre Kollegen schlürfen einen Kaffee nach dem anderen und flachsen miteinander herum dabei ... Sie müssen ihn suchen! Das wäre ratsam und nicht, mich nach Hause zu schicken.«

»Wir suchen ihren Mann.«

»Verlobten. Wir sind verlobt.«

»Nun, bislang ist unklar, ob er ... derzeit gehen wir nicht von einem Gewaltverbrechen aus, weil es nach unseren ersten Ermittlungen keinerlei Anzeichen darauf hindeuten.«

»Was, wenn ihm etwas zugestoßen ist?«

»Gab es möglicherweise doch Streit?«

Augenblicklich sitze ich aufrecht und schaue den Beamten verschnupft an. Diese Frage wurde mir von seinen Kollegen in allen möglichen Abständen und Fragetechniken gestellt. Meine Antwort ist immer dieselbe geblieben. Die nicht enden wollende Fragerei ermüdet inzwischen und bringt mich unweigerlich an den Rand der Erschöpfung.

»Er hat seinen Kaffee zur Hälfte ausgetrunken, was er für gewöhnlich niemals tut. Die morgendliche Kaffeepause ist ihm heilig, wenn sie auch zuweilen kürzer ausfällt, als uns lieb ist. Er hat ihn in der Küche getrunken. Stehend. Danach ist er ins Badezimmer ...«

»Wo waren Sie?«

»In der Küche. Ich habe das Geschirr abgewaschen. Das sagte ich doch bereits.«

Ohne es zu merken, fahre ich mit dem Handrücken über meine Stirn. Angestrengt versuche ich, mich an die Reihenfolge aller Gespräche, kleinen Gesten und unwichtig erscheinenden Handlungen zu erinnern.

»Und danach?«

»Er hat mich in seine Arme genommen.«

»Weiter.«

»Er hat nach seinem Lieblings-Aftershave gerochen. Wir wollten uns zum Mittag treffen, weil ich mit ihm eine dringende Sache besprechen musste«, antworte ich mit bebender Stimme. »Wir haben einen Treffpunkt vereinbart.«

Die Konturen des schlanken Mannes vor mir verschwimmen. Erneut sammelt sich Tränenflüssigkeit in meinen Augen und droht, über die Unterlider zu schwappen.

»Das haben Sie bei unserem letzten Gespräch gar nicht erwähnt. Worum ging es?«

Meine rechte Hand gleitet zur Handtasche. Ich durchwühle den Innenraum nach einem Gegenstand, den ich heute Morgen dort hineingelegt habe. Sobald ich ihn in der Hand halte, lege ich ihn auf den Tisch.

»Deswegen habe ich es heute Morgen nicht erwähnt. Darum wollte ich in Ruhe und an einem schönen Ort mit ihm sprechen.«

Erstaunt hebt der Ermittler seine Augenbrauen in die Höhe. Er lehnt sich zurück und belässt dabei den Blick auf den Schwangerschaftstest. »Manche Männer machen in so einem Fall schnell mal die Mücke.«

Stehenden Fußes spitze ich die Lippen und presse mühsam hervor: »Ein Streifen bedeutet negativ.«

»Tja, dann ist er eventuell gegangen, weil der Test negativ war, er aber fälschlicherweise davon ausgegangen ist, ein Strich würde positiv bedeuten.«

»Sind Sie Polizeibeamter oder ein falscher Prophet, der sich allerhand Kokoloeres zusammenreimt? Jeder normal denkende Mensch weiß doch, was ein Strich auf einem Schwangerschaftstest bedeutet. Es bedeutet nicht schwanger.«

»Kriminalkommissar, wenn ich bitten darf und obendrein nicht ganz abgeneigt, Sie wegen Beamtenbeleidigung zu belangen.«

»Kommen Sie mir nicht auf diese Tour! Jeder Richter würde diesen Vorwurf eiskalt abschmettern, da ich unter emotionalem Stress stehe. Also hören Sie bitte damit auf, schwammige Schlüsse zu ziehen. Suchen Sie endlich Jakob.«

Sein Unterkiefer streckt sich zur Seite, was eine Fülle an Deutungen zulässt. »Meine Erfahrung ist folgende: Das, was nahe liegt, wird nie in Betracht gezogen.«

»Und ich sage: So ist Jakob nicht. Wir wollen Kinder, Familie, das ganze Pipapo.«

Schwunglos beugt er sich vor, wobei der Stuhl knarrt. Die Tageslichtlampe an der Zimmerdecke beleuchtet seine blaugraue Iris und lässt die Farbe wie einen schön ausklingenden Nachmittag im Frühling erscheinen. Dichte, sanft gebogene Wimpern zieren die Lider. Unterschwellig schwächen sie seine vorgetäuschte Angriffslust ab, mit deren Hilfe er mich lammfromm machen will.

»Es spielt keine Rolle, was ich glaube, sondern was meine Berufserfahrung mir sagt, Frau Lando. Meine Kollegen und ich haben schon Pferde vor der Apotheke kotzen sehen. Sie sagten vorhin, Sie sind selbstständige Architektin? Innenarchitektin?«

»Tut es etwas zur Sache?«

»Schon. Und zwar, weil Sie nicht wie eine Innenarchitektin aussehen.«

»Sie sehen auch nicht aus, als wären Sie ein Bu...«

Er schaut auf. Gerade noch rechtzeitig schaffe ich den Bogen. »Wie sehen Ihrer Meinung nach Innenarchitektinnen aus?«

»Nicht so, wie Sie aussehen.«

»War das jetzt ein Kompliment oder wollen Sie mich lediglich aus dem Gleichgewicht bringen?«

»Aus dem Gleichgewicht?«

»Genug! Ich verlange Antworten, keine ständigen Wiederholungen meiner Fragen.«

»Beides.«

»Das finde ich wenig charmant, wenn ich anmerken darf. Ich vermisse meinen Verlobten und verlange zu erfahren, was Sie unternehmen, um den Fakt zu ändern. Bitte unterlassen Sie Ihre Spielereien und gehen Sie vorzugsweise Ihrer Arbeit nach.«

»Genau das tun meine Kollegen und ich.« Er seufzt und klappt die Akte mit dem Kunststoffeinschlag zu, legt den Schreibstift beiseite und widmet sich seinem Diensthandy. »Ende der Befragung von Frau Lando. Die Zeit: fünfzehn Uhr siebenundfünfzig.«

Herr Cremer schaltet die Tonaufzeichnung auf dem Handy aus. Mit Zeigefinger und Daumen massiert er seine Nasenwurzel. »Neben etlichen vermissten Kindern und dem Tagesgeschäft ... Wir bearbeiten mehr als drei Dutzend Fälle gleichzeitig. Darunter Raub, Mord, Menschenhandel, räuberische Erpressung, Drogendelikte, et cetera. Laut Statistik müssen wir höchstwahrscheinlich davon ausgehen, dass Ihr Verlobter innerhalb eines Jahres aufgespürt wird.«

Wie vom Blitz getroffen und für einen Moment sprachlos, schüttele ich vehement den Kopf und hoffe inständig, mich verhört zu haben. »Wie bitte? Ein Jahr? Das geht nicht.«

»Leider doch. Aber keine Sorge, jede Person hinterlässt Spuren. Eine unbedachte Nachricht an Verwandte zum Beispiel.«

»Er hat keine Familie.«

»Dann eben an Arbeitskollegen.«

»Er war auf der Suche nach einer festen Anstellung.«

»Freunde.«

»Wir haben uns ausschließlich in meinem Freundes- und Familienkreis bewegt.«

»Merkwürdig, finden Sie nicht? Nein, finden Sie nicht merkwürdig. Gut, wie Sie wollen. Dann erwischen wir ihn eines Tages mithilfe einer Videoaufnahme von einer Überwachungskamera oder mittels seiner Krankenversicherungsnummer, wenn er einen Arzt oder ein Krankenhaus aufsucht. Vielleicht möchte er aber nur in Ruhe zwei, drei Sachen überdenken und gönnt sich dafür eine kleine Auszeit. Haben Sie Geduld und vertrauen Sie unserem Fachwissen.«

»Eine kleine Auszeit? Nein, nein, er geht nicht ohne seine Ausweisdokumente, Kreditkarten oder Mobiltelefon aus dem Haus. Nie im Leben.«

»Genau genommen ist er gegangen. Und zwar, ohne seine persönlichen Gebrauchsgegenstände mitzunehmen. Oder Ihre Kreditkarten. Es waren doch Ihre, nicht wahr? Welche Erklärung haben Sie für dieses sonderbare Verhalten?«

Mit meinem Latein am Ende fühle ich mich in dem nüchtern eingerichteten Raum einsam und verlassen. Mir bleibt nur, ratlos mit den Schultern zu zucken, weil ich die Welt nicht mehr verstehe.

Jakob würde keinesfalls ohne ein Wort gehen. Demnach muss ihm etwas Schreckliches zugestoßen sein.

»Ich kann mir das alles nicht erklären«, höre ich mich kleinlaut murmeln.

»Sie versichern, dass es keinen Streit gab, aber ...«

»Gab es auch nicht«, unterbreche ich den Kommissar mit den dunkelblonden Haaren und den eindringlichen, blaugrauen Augen schroff.

Offen gestanden bin ich mittlerweile mit meiner Geduld am Ende, obwohl er mich fortwährend um mehr davon bittet. Nichtssagende Binsenweisheiten helfen mir nicht weiter. Und meinem Verlobten gewiss auch nicht.

Was, wenn er verletzt ist? Was, wenn er verschleppt wurde oder an einem gottverlassenen Ort liegt und sich nicht helfen, geschweige allein aufstehen kann?

»Wir suchen ihn. Derzeit können Sie nichts für ihn oder uns tun. Gehen Sie nach Hause, schlafen Sie eine Runde und tanken Sie Kraft. Denken Sie meinetwegen nach, ob Ihnen eventuell doch eine Einzelheit entgangen ist.«

»Ich möchte sofort informiert werden, wenn ... Oder, nein. Geben Sie mir besser Ihre Telefonnummer, damit ich ...« Weiter komme ich nicht, weil meine Stimme bricht.

»Soll ich irgendwo für Sie anrufen? Verwandte, Freunde, eine andere Person?«

Behutsam schließt er meine Handtasche, aus der ich eben einen Stift holen wollte, stattdessen jedoch hemmungslos heule. Vor einer Woche habe ich mich am Ziel meiner Träume gefühlt. Die haben sich allesamt um Jakob als liebevollen Mann, einen auskömmlichen Verdienst, ein oder zwei Kinder, einen Hund, ein Haus und pure Glückseligkeit gedreht.

Gegenwärtig bricht alles wie ein fragiles Kartenhaus in sich zusammen. Mein Magen rebelliert. Vehement wehrt er sich gegen das, was auf der Hand liegt, ich aber für ausgeschlossen halte.

»Soll ich Ihre Eltern anrufen, Frau Lando?«

Herr Cremer klingt wohlwollend, wie ein fürsorglicher Vater, versteht dennoch rein gar nichts. Entsprechend schüttele ich energisch den Kopf. Er will ohnehin nur, dass ich schnellstmöglich verschwinde.

Ich kann die Tränen nicht mehr zurückhalten, als sie meine Wange hinabrinnen und auf meine Jacke klecksen. Meine zitternde Hand drückt sich vor Kummer fest an meinen Mund. Dennoch kann ich ein lautes Schluchzen nicht unterdrücken.

»Wie kann ich untätig herumsitzen, wenn ich nicht weiß, ob Jakob in Sicherheit ist?«

»Es geht ihm ganz sicher nicht gut, sonst würde er sich melden. Gleichgültig, wo er sich befindet. Lassen Sie ihm Zeit. Wir finden ihn.«

»Wie lange dauert es schätzungsweise, bis er zu einer Zahl in Ihrer geschönten Statistik wird?«

»Frau Lando, bitte beruhigen Sie sich«, fährt er unbeirrt fort.

»Aufhören mit dem ständigen Frau Lando!«, schreie ich und schlage die Faust auf den Tisch. Meine Stimme hallt durch den Raum. Energisch stehe ich auf und schreite um den Tisch herum. Vor Herrn Cremer bleibe ich stehen und starre ihn mit aufgebrachtem Blick an. »Er würde mich auf gar keinen Fall so hintergehen. Jakob ist zuverlässig, anständig, treu und würde mich niemals in eine solche Situation bringen. Und er hat kein Geld gebraucht. Ich bin diejenige, die den Großteil des Geldes verdient. Es war nie Thema und ich habe es auch nicht nötig, ihn deswegen zu töten.«

»Beruhigen Sie sich!«

»Wenn jemand vorhat, sich heimlich aus dem Staub zu machen, bereitet er es sorgfältig vor, trägt sich mit dem Gedanken und tüfelt an einem Plan.«

Anhand seiner scharf eingesogenen Atemluft ahne ich, dass er in diese Richtung denkt. Aber genau das hätte ich doch bemerkt. Da bin ich mir hundertprozentig sicher.

»Mag angehen, dass Sie es für möglich halten, aber so ein Verhalten passt nicht zu Jakob. Es muss ihm etwas zugestoßen sein. Ich beruhige mich erst, wenn er gefunden wurde.«

In meiner Wut gefangen schleudere ich die Akte von der Tischplatte. Krachend fegt der Kugelschreiber, den Herr Cremer darauf abgelegt hat, auf den abgewetzten Linoleumboden.

Krachend fegt der Kugelschreiber, den Herr Cremer darauf abgelegt hat, auf den abgewetzten Linoleumboden. Ungerührt und viel zu abgeklärt schaut er mich an, während ich innerlich schreie und schnaufend, wie eine altersschwache Dampflokomotive, vor ihm stehe.

»Sie werden von meinen Steuergeldern bezahlt, um für Zucht und Ordnung zu sorgen, daher bewegen Sie jetzt gefälligst ihren Hintern und suchen ihn!«

Der Blick des Kriminalkommissars gleitet zur Überwachungskamera, die uns aus einer Ecke beobachtet und dieses Gespräch aufzeichnet. Lustlos erhebt er sich und spricht ebenfalls eine Spur lauter. »Und ich sagte: Beruhigen Sie sich zunächst einmal.«

»Wenn Sie ihn nicht suchen wollen, suche ich ihn eben«, knurre ich wild entschlossen, etwas zu unternehmen.

Absichtlich senke ich die Tonlage. Es reicht. Ich habe genug gehört und bin die albernsten Spielchen leid.

»Frau Lando, Sie sind erschöpft und sollten eine Runde schlafen gehen.«

»Das, Herr Cremer, mache ich logischerweise erst, wenn ich jedes noch so verdammte kleine Kaff abgeklappert, jeden noch so winzigen Stein umgedreht, hinter jedem Strauch und in jedem Keller in diesem Land nachgesehen habe.«

»Was aber, wenn er sich gar nicht mehr in Deutschland aufhält?«

»In diesem Fall wiederhole ich dieses Spiel in weiteren Ländern. Da gebe ich Ihnen Brief und Siegel drauf. Sie haben selbst gesagt, dass jeder Mensch Spuren hinterlässt.«

Mit ernstesten Mienen stehen wir uns gegenüber, bevor er sich schwerfällig zur Akte beugt. Mich unablässig taxierend wirft er sie lässig auf den Tisch.

»Das klingt zumindest nach einem besseren Plan, als herumzusitzen und zu glauben, dass er sich nicht so verhalten würde. Jetzt fahre ich Sie nach Hause. Sie schlafen sich aus und schauen penibel genau nach, ob irgendetwas fehlt. Wenn das der Fall ist, geben Sie mir unverzüglich Bescheid. Hier, nehmen Sie meine Visitenkarte.«

## Kapitel 4



Wie versprochen fährt mich Herr Cremer von der Polizeiwache nach Hause. Geistesabwesend sitze ich auf dem Beifahrersitz und mich in Endlosschleife, warum Jakob plötzlich und ohne ein Wort von der Bildfläche verschwindet.

Der Innenraum des Mittelklassewagens duftet nach frisch aufgeschnittener Melone. Einen Duftbaum oder andere Lufterfrischer kann ich jedoch nirgendwo entdecken. Andererseits spielt es auch keine Rolle, woher der Duft kommt. Frisch aufgeschnittene Melone zu riechen, obwohl es dafür keinen plausiblen Grund gibt, kann schließlich unterschiedliche Ursachen haben.

Möglicherweise hat der Schwangerschaftstest eine Fehlfunktion oder meine Sinne spielen mir einen Streich. Wer weiß.

Während der Fahrt spreche ich kein einziges Wort, denn die freundliche Geste des Kriminalkommissars geschieht gewiss nicht aus purer Nächstenliebe. Garantiert möchte er verhindern, dass ich weitere Stunden im Polizeipräsidium hocke. Raffiniert schafft er mich aus dem Sichtfeld seiner Arbeitskollegen, um weiter auf sein Handy starren oder im Internet Weihnachtseinkäufe abschließen zu können, statt seine Arbeit zu tun.

Meinen Ellbogen stütze ich auf den Sims des Beifahrerfensters ab. Teilnahmslos nehme ich hin, wie unzählige Häuserfronten, Parks, Passanten und Fahrzeuge an mir vorbeigleiten, als würde mich das Leben nichts angehen. Mir bleibt schleierhaft, wie es überhaupt weitergehen kann, während meine Welt schlagartig zum Stillstand kommt.

Sie kreist um eine einzige Frage. Gruselig, aber bedauerlicherweise wahr.

Für die Menschen auf der Straße geht der Alltagstrott weiter. Niemand nimmt Anteil an meinem Elend und das wäre zweifelsfrei zu viel verlangt.

Für mich bleiben die Zeiger der Uhren stehen. Die sich ansonsten geschäftig drehende Welt kommt zum Erliegen. Alltägliche Dinge wie der nächste Urlaub, die nächste Anschaffung oder die Frage einer Kundin, ob dieser oder jener Marmor im dritten Badezimmer mit dem Boden im Flur harmoniert, lösen widersinniges Gelächter bei mir aus.

Alles scheint von einer Sekunde auf die andere bedeutungslos geworden zu sein. Mir wurde das genommen, was ich liebe, und kann nicht begreifen, warum. Ich

fühle mich im wahrsten Sinn des Wortes aus der Zeit gerutscht und in dicke Watte eingepackt, durch die nichts an mein Herz dringt.

»Da vorn können Sie anhalten und mich aussteigen lassen.«

»Aber dort wohnen Sie nicht.«

»Passt schon. Ich möchte ein Stück laufen.«

»Es ist mir lieber, wenn ich Sie vor der Haustür absetze. Das frisst kein Brot, ist kein großer Umweg und im Service inbegriffen.«

Soll er doch machen. Bestimmt möchte er sicherstellen, dass ich brav nach Hause gehe. Gefügig lasse ich mich in den Beifahrersitz zurückfallen und suche den Haustürschlüssel in meiner Handtasche. Dabei purzelt jeder zweite Gegenstand, den ich in der Hand halte, in den Fußraum. Am Ende rutscht die Handtasche mit der Öffnung nach unten zu Boden.

»Verflixt und zugenäht. Heute ist eindeutig nicht mein Tag«, fluche ich leise.

Statt das Portemonnaie, den kleinen Kosmetikbeutel und die anderen kleinen Dinge aufzusammeln, die blitzartig das fremde Auto bevölkern, lehne ich mich zurück. Über derart viel Pech an nur einem Tag schließe ich frustriert die Lider. Ich stütze den schweren Kopf ab und presse meine Hand fest gegen den Mund.

Andernfalls würde ich binnen Sekunden einen abscheulichen Weinkrampf bekommen. Der Migräneanfall scheint unausweichlich. Schon jetzt spüre ich die ersten Symptome. Den Kriminalkommissar blende ich aus, bis der Wagen vor meinem Wohnhaus anhält.

Er betrachtet sich das Haus aus der Gründerzeit. Die zartgelb gestrichene Fassade ist nicht anders zu nennen als beeindruckend. Riesige Fenster und Erker lassen reichlich Licht in die geräumigen Wohnungen. Der Kietz ist angesagt und die Mieten steigen seit Jahren.

Die blaugrauen Augen gleiten an den Stuckarbeiten entlang, bevor er meine Gegenwart und den abschätzenden Blick bemerkt. Schnell schaue ich woanders hin.

Nie im Leben würde ich vermuten, dass er Polizeibeamter ist, wenn ich ihm an der Supermarktkasse begegnet wäre. Er strahlt Autorität aus, kann sich durchsetzen, ist sportlich und geschmackvoll gekleidet. Das trifft sicher auch auf Manager zu, was unter dem Strich der Grund ist, warum er nicht in mein Beuteschema passt.

»Es fühlt sich unwirklich an«, flüstere ich und beobachte die abstrakten Muster, die sich hinter meinen geschlossenen Lidern bilden.

»Was meinen Sie?«

»Träume ich?«

»Nur, wenn Sie sich zwicken, danach aufwachen und alles wie vorher ist.«

Guter Vorschlag. Wenn nicht sogar der Beste, den ich von ihm gehört habe. Ich schlage meine Lider auf und kneife mich mehrmals.

Immer hektischer, bis sich eine Hand auf meine legt. Ich weine und habe es nicht einmal bemerkt. Sachte drückt Herr Cremer meine Hand. Er gibt mir damit zu verstehen, dass es in Ordnung ist, zu weinen.

»Ich träume nicht.« Meine Stimme ist kaum zu hören.

»Nein, Sie träumen nicht. Jakob ist fort und niemand kann Ihren Schmerz nachvollziehen.«

»Sie aber schon.«

Er zieht seine Hand fort und schaut zum Wohnhaus. »Ich bin immer davon ausgegangen, dass Architekten in avantgardistischen Häusern wohnen, die sie selbst entworfen haben.«

»Wieso? Morden, vergewaltigen und schlagen Polizisten in ihrer Freizeit, weil sie tagtäglich mit Mördern, Vergewaltigern und Schlägern zu tun haben?«

Für eine Sekunde spitzen sich seine Lippen. Er lehnt sich in den Fahrersitz zurück und spielt am Glücksbringer, der an dem Zündschlüssel hängt.

»Sie glauben gar nicht, mit welchen Abgründen wir es täglich zu tun haben. Ähm, aber ... Touché«, bringt er mühsam hervor und bricht in ohrenbetäubendes Gelächter aus. Um ein Haar muss ich mitlachen, so unbeschwert klingt es in meinen Ohren. Für wenige Augenblicke dreht sich nicht alles um Jakob.

»Ich bitte um Verzeihung für den ... Ausbruch.«

Abermals bricht er vor Lachen beinahe zusammen, wobei sich diesmal sein silberhelles Gelächter um das Wort ›Ausbruch‹ zu drehen scheint.

»Ich bitte nochmals um Verzeihung. Keine Ahnung, was in mich gefahren ist«, keucht er, nachdem ich ihn verschnupft taxiere und er sich schleunigst fasst. Tapfer versucht er, sich zu beherrschen und unterdrückt krampfhaft jede aufkeimende Lachsalve.

»Der Witz liegt doch nahe. Ein Ausbruch ist nicht im Sinne eines Kriminalkommissars, kommt aber gewiss vor.«

»Ich kann und will nur von mir sprechen. Und nein, ich morde, vergewaltige und schlage niemanden in meiner Freizeit. Das wollte ich ursprünglich sagen.«

Noch während er antwortet, öffne ich die Tür und steige aus. Plötzlich in Eile, weil ich keinerlei Muße für ein einseitig vergnügliches Gespräch habe, beuge ich mich vor, um die Handtasche einzuräumen.

»Ich will auch nur für mich sprechen. Ich kann es mir noch nicht leisten, mein Traumhaus zu planen, weil ...«

Mitten im Satz halte ich inne, denn mir fällt der Schwangerschaftstest in die Hände. Unvermittelt schlucke ich alle aufkommenden Emotionen hinab. Meine Familienplanung hat sich mir nichts, dir nichts erledigt.

In Luft aufgelöst.

Puff, peng, aus.

Vor meinem geistigen Auge sehe ich Jakob in irgendeinem Graben liegen. Masetot, im besten Fall jedoch schwer verletzt, entkräftet und hilflos seinem Schicksal überlassen.

»Ist egal, was ich sagen wollte. Vergessen Sie es, Herr Cremer.«

Weiter komme ich nicht. Sowie ich aufschau, tritt mich das sprichwörtliche Pferd. Der ach so liebenswürdige Kriminalkommissar betrachtet den Ausschnitt meiner Bluse, während ich mich vorbeuge, um den Inhalt in meine Handtasche zurückzustopfen.

Ruckartig richte ich mich auf, ordne die Bluse und mich auf eine Weise, die ihn verschämt fortschauen lässt.

»Wäre es Ihnen vielleicht möglich, mir zur Hand zu gehen?«

Meine Stimme klingt grell. Alarmierend grell, denn ich empfinde es glattweg als blanke Unverschämtheit. Erst lässt er sich bei den Nachforschungen Zeit, dann glotzt er mir unverschämt in den Ausschnitt, als wäre ich eine billige Bordsteinschwalbe, die einen Freier ködern möchte.

Umständlich sammelt er die Kleinteile auf und legt sie ächzend auf den Sitz. Anschließend wirft er alles achtlos in die Handtasche und reicht sie mir. Sagt er jetzt einen Mucks, klatsche ich ihm eine.

Sobald ich die Handtasche in meinen Händen halte, knalle ich grußlos die Beifahrertür zu und hetze zum Hauseingang. Mehrmals fällt der Türschlüssel zu Boden, weil meine Hände zittern. Verstört bücke ich mich und prüfe mit einem unauffälligen Seitenblick, was der kühne Gaffer als Nächstes macht.

Der sitzt regungslos in seinem Wagen und beobachtet mich. Seine Hände ruhen auf dem Lenkrad, was wie in den Krimserien zur Abendbrotzeit wirkt. In denen parken sie im Dunkeln an einer Ecke, futtern krümelige Burger, trinken Unmengen an Kaffee aus Pappbechern und observieren Verdächtige.

Momentan observiert er mich.

Durch den Blick auf ihn abgelenkt, rutscht der Schlüssel nicht in das Schloss hinein und klemmt. Erst nach mehreren Versuchen, die ausnahmslos von heiseren Flüchen begleitet werden, gelingt es mir, die Haustür zu öffnen. Rasch verschwinde ich dahinter, atme schwer ein und lehne mich von innen gegen die kühle Holztür.

Er verwirrt mich. Mit seinem eindringlichen Blick wühlt er alles in mir auf. Ich kann gar nicht mehr klar denken.

Ein Geräusch lässt mich aufschrecken.

Auf der untersten Treppenstufe aus Granit steht Frau Melzert. Das Berliner Urgestein wohnt seit drei Jahrzehnten im Erdgeschoss, kennt den Tagesablauf von jedem Mieter und mustert mich misstrauisch. Grußlos schiebe ich mich an ihr vorbei und fliege atemlos die Treppe hinauf.

»Wenn Ihr Keule noch eenmal meene Katze tritt, werd icke unjemütlich.«

Verdutzt bleibe ich stehen. »Wie bitte?«

»Ihmchen gloobt wohl, icked krich dit nich mit. Habs aber jesehen, als er jestern früh los ist. Ihr Keule tut immer so schnieke, dabei tritt er unschuldige Katzen und jibt sich mit nem Rowdy ab.«

Interessiert steige ich einige Treppenstufen hinab und schau sie fragend an. »Mit was für einem Rowdy?«

»Na, der rammdösiche Knacki-Typ mit der Rotzbremse, den villen Tattoos am Hals, dem knallgelben Wagen samt lauter Rockmusik, mit dem er sich jestern verfatzt hat. Hat die halbe Fluppe genau auf meen Blumenbeet jeschmissen, dabei verseucht ditte die janze Erde für immer und drei Tage. Sagn Se Ihrm Ihmchen dat, sonst kricht der Ärjer mit ma.«

Habe ich richtig gehört? Jakob raucht, ist gestern mit einem Mann fort, der einen gelben Wagen fährt und einen Schnäuzer trägt?

»Moment. Habe ich das richtig verstanden? Jakob ist in einen knallgelben Wagen gestiegen? Mit einem tätowierten Mann? Was war das für ein Wagentyp? Haben Sie sich das Nummernschild gemerkt?«

»Na hörn Se ma. Woher soll icked dat wissen. Bin icked behm Jeheimdienst anjestellt oder wat jetze?«, poltert sie los und verschwindet hinter ihrer Wohnungstür, in der ihre geliebte graue Katze steht und miaut.

Jakob raucht nicht nur heimlich, er tritt auch ihre Katze? Ich kann sie ebenfalls nicht ausstehen, aber das geschundene Tier treten geht gar nicht. Er steigt bei einem zwielichtigen Typen ein, der einen knallgelben Wagen fährt und tätowiert ist? Und überhaupt: Seit wann raucht Jakob?

Rasch haste ich die Treppenstufen hinab, reiße die Haustür auf und stolpere hinaus. Der Bürgersteig wirkt verwaist. Schnellstens renne ich auf die Straße, sehe in der Ferne jedoch nur noch die Rücklichter. Just in diesem Moment blinkt der Wagen des Kommissars und biegt auf die Hauptstraße ab.

Weg ist er.

Da nützt es auch nichts, wenn ich mitten auf der Straße stehe, aus Leibeskräften schreie und mit den Armen herumfuchtle. Gnadenlos entschwindet der Wagen meinem Blickfeld.

»Verdammtter Mist.«

Hinter mir hupt jemand. Es ist ein ungeduldiger Zeitgenosse, weil ich die Fahrbahn blockiere.

»Jehts noch oder wat?«

»Ruhe!«, fahre ich herum.

Es ist der Mann aus dem Nachbarhaus, der jeden unfreundlich anblafft. Nachdem Jakob eine unschöne Szene mit ihm und einem Mädchen beobachtet hat, das mit

ihrem Hund spazieren gegangen ist, hat er ihm einen Spitznamen verpasst. Herr Vitzliputzli, was Kinderschreck bedeutet.

Aus der Handtasche hole ich mein Handy. Ich wähle die Telefonnummer, die auf der vorhin überreichten Visitenkarte steht und presche in die Wohnung hinauf. Die Dame am Telefon notiert sich die Nachricht für den Kommissar. Sie scheint nicht gewillt, mir seine Durchwahl zu geben. Stattdessen speist sie mich in einer mir unerträglichen Abgeklärtheit und mit fragwürdigen Begründungen ab.

Drei endlos scheinende Tage vergehen, ohne dass ein Rückruf vom Kommissar eintrudelt. Vermutlich spielt er mit seinen Arbeitskollegen Beamtenmikado.

Oder die Dame am Telefon hat meinen Hinweis nicht weitergeleitet. Na gut, dann spreche ich eben heute nach Feierabend auf dem Revier vor und trete notfalls seinem Vorgesetzten in den Hintern.

Gesagt, getan. Nach der Arbeit, die mir schwer von der Hand geht, erreiche ich das sanierte und imposante Gebäude aus der Jugendstilzeit. Der Mann am Empfang meint, Herr Cremer hat keine Zeit für meine Nachfragen, weil er und seine Kollegen unterwegs sind, um alle möglichen Zeugen zu befragen.

Erleichtert stelle ich fest, dass sie an dem Fall arbeiten. Eine Weile warte ich vergebens im ungemütlichen Wartebereich und gehe irgendwann hungrig heim.

Sobald ich die schwere Haustür öffne, höre ich die schnippische Stimme von Frau Melzert. »Wenn icke mich ausreichend erinnere, ja. Ah, wenn man vom Deiwel spricht. Da isse ja schon. Juten Abend, Frau Lando. Icke wusste ja jar nich, dass Ihr Ihmchen stiften jejangen is. Aber icke hab dem Kommissar von dem Bengel mit der Rotzbremse erzählt. Ist doch recht, oder?«

Ein strafender Blick trifft Herrn Cremer, der heute lässige Bluejeans und eine abgewetzte Lederjacke trägt. In der linken Hand hält er einen Notizblock, auf dem er sich eifrig Stichpunkte vermerkt.

»Noch wissen wir gar nichts, daher mahne ich Sie zur Vorsicht, was Ihre waghalsige Wortwahl betrifft, Frau Malzert.«

»Melzert, nich Malzert, wenn icke bittn darf. Icke und waghalsig, ja: Da kenn Se mich aber schlecht, junger Mann. Der Schnösel hat immer meene Susi jetreten. Dit arme Ding hat nur noch een Ooge, is doch aber ooch ein Jeschöpf Jottes. Wat kieckn Se so? Er hat se jetreten. Nich nur een Mal, so wahr icke Melzert heeße.«

Herr Cremer, der sicherlich erwartet, dass ich jeden Moment beteuere, so etwas Furchtbares würde Jakob niemals tun, deutet blitzschnell mit seiner Hand in die oberen Etagen. »Wenn Sie so lieb wären und mich allein mit Frau Malzert sprechen lassen?«

Zähneknirschend trotte ich in meine Wohnung hinauf, während die falsch Angesprochene auf die ihr übliche Weise lamentiert. »Melzert, juter Mann, nich

Malzert. So viele Jribs müssen Sie schon mitbringen, wenn Sie ein echter Kommissar sind. Da haben Ihre Kopien in der Glotzkiste mehr Manieren.«

»Nun mal schön halblang und tief durchatmen, bevor es eine Anzeige wegen Beamtenbeleidigung hagelt. Konzentrieren Sie sich bitte auf jenen Morgen, an dem Sie beobachtet haben, wie Herr Werl in ein gelbes Fahrzeug gestiegen ist. Haben Sie sich das Nummernschild gemerkt?«

In der zweiten Etage angekommen, schließe ich auf, streife meine Schuhe von den Füßen und setze einen starken Kaffee an. Innerhalb weniger Minuten duftet es in der gesamten Wohnung.

Es dauert keine Viertelstunde, bis es an der Wohnungstür läutet.

»Wir haben Ihren Hinweis erhalten. Seitdem klappern meine Kollegen und ich die gesamte Nachbarschaft, inklusive Nachbarhäuser, nach möglichen Zeugen ab. Tut mir leid, ich hätte Sie besser vorwarnen sollen. Darf ich kurz hereinkommen? Ich fürchte, die Wände in diesem Haus haben Ohren.«

Murrend ziehe ich mich in den Flur meiner Wohnung zurück. Er meint Frau Melzert. Ich lasse die Wohnungstür geöffnet und entferne mich in die Küche, bitte ihn aber nicht mit einer formvollendeten Geste hinein.

»Was haben Sie mir erzählt? Sie hat mich angesehen, als ob ich ihn um die Ecke gebracht hätte. Morgen weiß es dank der Klatschbase die gesamte Nachbarschaft. Gehen die Befragungen nicht ein wenig diskreter?«

Herr Cremer schließt die Tür und lächelt mich gutmütig an.

»Im Übrigen irrt sie sich«, kichere ich, wende mich ab und gehe in die Wohnküche, um ihm einen frischen Kaffee zuzubereiten.

»Womit irrt sie sich?«

»In den Krimis, die am Abend laufen, habe ich nie einen Kommissar gesehen, der seine Schuhe auszieht, wenn er eine Wohnung betritt.«

»Nun«, meint er schmunzelnd und schaut auf seine Füße hinab, an denen sich munter alle Zehen bewegen. »Die schaut sie nicht.«

»Echt?«

»Sie sagt, sie geht jeden Abend Punkt acht Uhr ins Bett. Daher schlussfolgere ich, dass sie lediglich die Nachmittagskrimis anschaut.«

»Exzellente Recherche, Doktor Watson«, lobe ich ihn und stelle die Kaffeetasse unter die Düse. »Schwarz, weiß, mit oder ohne Zucker?«

»Finden Sie es heraus.«

»Nein, danke. Ich rate lieber. Schwarz und zuckerfrei, korrekt?«

»Gemütlich haben Sie es hier.«

»Ich mag meinen süß. Es gibt Studien, die besagen, dass Narzissten, Sadisten und Psychopathen schwarzen Kaffee bevorzugen. Hier, bitte, Ihr schwarzer Kaffee.«

»Was sagt Ihre Studie zu süßen Kaffeetrinkern.«

Am Wochenende spielt er bestimmt Fußball in einem Verein. Im Winter kommt Skifahren oder das Fitnesscenter in Betracht. Er achtet auf eine gesunde Ernährung und bildet sich in der restlichen Freizeit weiter, weil er ehrgeizig ist. Vor mir steht ein selbstbewusster Teamplayer, für den es essenziell ist, seine Mitmenschen korrekt einzuschätzen und trotzdem wertfrei zu bleiben.

Wie das aber mit dem schwarzen Kaffee zusammenpasst, muss ich erst noch herausfinden.

»Setzen Sie sich doch bitte!«

Noch immer steht er im Türrahmen und schaut sich um. »Er hat also die Katze geschlagen?«

Der frisch aufgebrühte Kaffee ist fertig. Geräuschvoll stelle ich die Tasse auf die Platte des Tisches. Kochend heiße Flüssigkeit schwappt über und verbrüht meinen Daumen.

Unsanft schiebe ich die Tasse über den Tisch und setze mich ihm gegenüber. »Also, ich muss schon sagen, dass Sie eine unverhohlenen offene Art haben. Dennoch sind Sie anscheinend einer Tratschtante mit ihren Lügengeschichten aufgesessen. Er ist keiner, dem am laufenden Band die Nerven durchgehen und niemand, der wahllos auf Menschen und Tiere einprügelt.«

Herr Cremer führt die heiße Tasse zum Mund, pustet und trinkt sogleich einen Schluck. Himmel, mein Daumen pocht, als hätte jemand versehentlich einen Hammer darauf fallen lassen. Und er schlürft den kochend heißen Kaffee, als wäre seine Speiseröhre ein Stahlrohr.

»Genauso wie Jakob auch nie ohne ein Wort oder seinen Papieren aus dem Haus geht. Ich verstehe, Frau Lando. Mal ganz unter uns: Ihm gehen die Nerven nicht durch. Nur gelegentlich? Er hängt mit zwielichtigen Typen ab, die Sie vermutlich noch nie gesehen haben. Sprechen wir vom selben Mann?«

Ihn vorwurfsvoll anschauend, weil er mit seinem leicht durchschaubaren Geschwätz eine gewisse Vertrautheit suggeriert, zische ich angriffslustig: »Sollte ich besser einen Anwalt anrufen oder Sie vor die Tür setzen?«

Mein ohnehin geschundenes Nervenkostüm durchbricht einen widerstandsfähigen Damm. Die Fluten, die sich über Wälder, Felder und Ortschaften ergießen, zeugen von meinem endlosen Kummer. Sie spülen binnen kürzester Zeit alles fort. Die zerstörerische Kraft wütet ohne Rücksicht auf Verluste und erzählt meine traurige Geschichte.

Aus diesem Schmerz heraus, wende ich mein Gesicht ab, verhindere aber nicht, was ich seit jenem Tag ununterbrochen tue. Hemmungslos weinen und permanent darüber nachdenken, warum ausgerechnet mir so etwas passiert. Zudem fällt es mir schwer, die instabile Mauer aus Selbsttäuschung länger aufrechtzuerhalten. Ich

gebe es gewiss nicht gerne zu, aber nach der Aussage von Frau Melzert, muss ich meine bisherige Sichtweise radikal überdenken.

Es gibt nur einen Weg, die Wahrheit zu erfahren. Ich muss Jakob finden. Wenn möglich, lebend.

Herr Cremer spürt, dass ich unzugänglich werde und regt sich unruhig. Gewiss ist das der Auftakt für Phase zwei, die er bei unkooperativen Befragten anwendet.

»Ich wollte Ihnen das hier bringen. Es muss letztens aus Ihrer Handtasche gerutscht sein.«

Über den Tisch schiebt sich seine flache Hand mit den hübschen und blitzsauberen Fingernägeln. Auf dem Handrücken treten einige Venen hervor, deren Verästelungen mancherlei Muster bilden. Winzige Härchen, die denen seiner Haupthaare ähneln, überziehen die Haut.

Fragend sehe ich ihn an, nachdem er freigibt, was sich darunter befindet. Dafür kommt er extra her?

»Darf ich zum Kaffee eine Zigarette auf Ihrem Balkon rauchen?«

»Wenn Sie mich daran ziehen lassen, gerne. Sehen Sie es als Sühnegeld für Ihr schamloses Benehmen neulich an. Sie lächeln, wissen also haargenau, was ich meine. Ich bin eine verkappte Stressraucherin und habe keine im Haus, daher wäre eine Zigarette perfekt.«

Weil er nichts entgegnet, erhebe ich mich und öffne die Balkontür. Ich empfinde es als müßig, einen Kriminalkommissar zu fragen, woher er von meinem Balkon weiß. Stattdessen setze ich mich auf die Holzbank und erwarte die angezündete Zigarette, die er mir freundlicherweise reicht.

Den belebenden, aber gesundheitsschädlichen Rauch inhalierend, reiche ich die Zigarette zurück. »Er hat mich nie geschlagen oder unangemessen angefasst. Susi, also die Katze von Frau Melzert, sitzt mit Vorliebe auf dem untersten Knauf des Handlaufs. Der eine oder andere Nachbar hat fürchterliche Kratzer am Hals oder im Gesicht, weil er Susi von dort verscheuchen wollte. Aber jedem, der vorbeigeht und den sie anfaucht, läuft ein eiskalter Schauer über den Rücken. Ich weiß nicht, was ihr vor der Zeit im Tierheim zugestoßen ist, dass sie sich derart kratzbürstig verhält. Sie wird ihre Gründe haben.

»Wen ist sie angesprungen? Herr Werl?«

»Er hat mich nie geschlagen.«

»So ist er nicht, korrekt? Ich verstehe.«

Unsanft landet mein Ellbogen an seinem Oberarm, während ich erneut zur Zigarette greife und den herrlich duftenden Tabakrauch einsauge. Aufseufzend kontere ich ausnahmsweise nicht und schaue dem Nieselregen zu, der in unterschiedlichen Klängen auf alle möglichen Materialien prasselt.

»Ich verstehe, Sie hatten die Hosen an.«

Für eine Sekunde treffen sich unsere Blicke. Statt zu antworten oder mit ihm Katz und Maus zu spielen, entlasse ich den Atem direkt in das ovale, frisch rasierte Gesicht. Damit hülle ich ihn für diese Unverschämtheit in eine hellgraue Wolke aus Qualm ein.



Nachdem ich dem überschlaunen Kriminalkommissar den Qualm ins Gesicht gepustet habe, sitzen wir noch ewig zusammen auf dem Balkon. Überwiegend schweigend. Von meiner Seite gibt es nicht viel zu sagen.

Seine bloße Anwesenheit genügt. Und tut wohl.

Nachdem es kühl wird, ziehen wir uns in die Wohnküche zurück. Wir quatschen über Gott und die Welt. Inzwischen steht auf dem Küchentisch eine Flasche Rotwein, die zur Hälfte geleert ist. Auf einem Teller tummeln sich einige Antipasti, Käse und aufgeschnittene Tomaten.

Der Hunger macht selten Pause.

Für die späte Bewirtung dankbar langt er kräftig zu. Er macht keinen Hehl daraus, dass er seit dem Frühstück nichts mehr in den Magen bekommen hat. Die Flasche Wein habe ich geöffnet, weil er Feierabend hat und es somit nicht als Bestechung gilt. Eher als fragwürdig, ausgerechnet mit einer Klientin gemeinsam am Küchentisch zu sitzen und Antipasti zu naschen.

Obwohl wir uns darauf verständigen, nicht über Jakobs Verschwinden und die Fortschritte der polizeilichen Suche zu sprechen, kommen wir unweigerlich auf die Hausbewohnerin mit dem Berliner Jargon. Lachend schüttele ich den Kopf. »Das hat Frau Melzert wirklich gesagt?«

»Unschärf umschrieben, aber ja. In etwa so.«

»Meine Mutter fand auch, dass ich besser beraten wäre, wenn ich meine Karriere nicht mit meinem eigenen Büro verpfusche. Wirklich, sie sagt: verpfuschen. Nein, lachen Sie bitte nicht! Sie hat ihre Karriere für mich aufgegeben und möchte, dass ich mich in einem renommierten Architekturbüro verwirkliche. Am besten in einem mit internationalem Renommee. Meine Mutter ist das, was heutzutage als Helikopter-Mama bezeichnet wird. Mir ist schon lange klar, dass ich mich entschiedener abnabeln muss.«

Lässig aus dem Handgelenk heraus ergreife ich das langstielige Weinglas und denke an meine Mutter. Ich bin ihr einziges Kind. Ihr Augapfel. Lange haben meine Eltern versucht, Kinder zu bekommen. Ich bin das lang ersehnte Glück und die Krönung ihrer Liebe.

Sie meint, wenn ich nach ihr komme, brauche ich bei einem Mann nicht zu verhüten. Leider hat sie recht behalten, denn Jakob und ich versuchen es seit Monaten, doch Nachwuchs stellt sich nicht ein.

Über den Rand hinweg mustere ich den Kommissar, der auf seine Finger hinabschaut und süffisant schmunzelt. Durch den schmackhaften Wein ermuntert, beuge ich mich ein wenig vor. »Ernsthaft, mir ist das klar und ich packe das. Ganz sicher.«

Sein Lächeln sitzt schief auf den reizvoll geschwungenen Lippen, als würde er mir nicht glauben. Nachdem ich einen kleinen Schluck Wein trinke, stelle ich das Glas ab und stibitze ein Stück von dem würzigen Camembert. Seine Augen verfolgen meine Finger, die ich in den Mund stecke, um den klebrigen Rest abzulutschen.

Dunkel und geheimnisvoll schimmert die Iris, was garantiert die Hängeleuchte verursacht. Ebenso undurchsichtig erscheint sein Lächeln.

»Ich hatte eher den Eindruck, Frau Melzert rückt nicht wirklich mit der Sprache heraus. Oh, sie kann Herrn Werl nicht ausstehen.«

»Erst vorhin haben wir vereinbart, dass wir ausschließlich auf dem Revier über den Fall sprechen. Warum fragen Sie jetzt?«

»Mist, also habe ich Sie noch nicht betrunken genug gemacht, damit Sie lammfromm auspacken.«

Lauthals lache ich los, lehne mich weit zurück, verneine und schüttele heftig den Kopf. Das Licht der Dunstabzugshaube spiegelt sich in den Augen, die mich amüsiert taxieren. Sobald ich erneut ein Stück vom Käse nehme, schaut er auf seine Finger, die unentwegt das langstielige Glas drehen.

»So viel wie heute Abend habe ich schon seit Ewigkeiten nicht mehr gelacht.«

»Hören Sie auf«, ermahne ich ihn und schlage sanft auf seinen Handrücken. »Sonst sage ich kein Wort mehr, Herr Kommissar.«

»Kriminalkommissar.«

»Meinetwegen, Herr Kriminalkommissar. Wo genau liegt der Unterschied?«

»In der Gehaltsklasse und der damit verbundenen Verantwortung.«

»Ach so. Und ich dachte, Schnüffelheini bleibt Schnüffelheini. Egal, ob er direkt am Boden einer heißen Spur folgt oder anderen sagt, wie sie der Spur folgen müssen«, knurre ich auf das gebastelte Herz sehend, welches er extra vorbeigebracht hat.

Jakob hat es aus einer Büroklammer geformt. Für gewöhnlich hängt es an meinem Schlüsselbund. Neulich ist es abgefallen, was ich nicht als gutes Omen deute.

**Ende der Leseprobe**